

**Zeitschrift:** Argovia : Jahresschrift der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau  
**Band:** 83 (1971)

**Artikel:** Karl Rudolf Tanner : 1794-1849  
**Kapitel:** Zeit der Bildung  
**Autor:** Saner, Gerhard  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-71526>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 16.10.2024

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## II. Zeit der Bildung

In seiner Universitätszeit geriet Tanner in den Bann weltweiter Ideen, die durch den Politiker in einer neu zu gestaltenden Schweiz direkten Einfluß gewinnen sollten, während sie in Deutschland lange auf indirekte akademische oder literarische Wirkung beschränkt bleiben mußten<sup>1</sup>.

Vorerst soll auf die spezifischen quellenmäßigen Voraussetzungen eingegangen werden, die es ermöglichen sollten, daß dieses geistesgeschichtliche Kapitel nicht ganz im ungefähren schweben wird. Der Verfasser möchte als besonderen Glücksfall herausheben, daß er die Bibliothek Tanners, wenigstens den Kernbestand davon, imaginär zusammenstellen konnte. Tanner bezog seine Bücher zumeist aus der Sortimentsbuchhandlung Sauerländer. Zahlreiche Gelehrte und Bücherfreunde aus allen Landesteilen, darunter große Namen wie Pestalozzi und Usteri, gaben hier ihre Bestellungen auf.

Viele Werke, die nicht in den Kontoblättern von Sauerländer zu finden sind, die Tanner aber für die Aarauer Bibliothek zu durchgehen hatte, sind in den Sitzungsprotokollen der Bibliothekskommission verzeichnet. Tanner versah zehn Jahre lang das Ressort «Kunstsachen, Altertümer, Numismatik», ehe er das Referat über Werke der «Gesetzgebung, Staatswissenschaft, Politik und Nationalökonomie» übernahm. In den wenigen an die Kantonsbibliothek Aarau (KBA) übergegangenen Büchern Tanners blieb die Suche nach Hervorhebungen und Randbemerkungen erfolglos. Wertvolle Ergänzungen bieten aber die Büchernotizen in den Briefen, besonders an die zukünftige zweite Frau, an den Germanisten Laßberg und den Schaffhauser Münsterpfarrer Maurer.

Persönliche Lebenserinnerungen, autobiographische Notizen und Tagebücher, wie sie in jener Zeit sonst häufig sind, fehlen leider bei Tanner. Sein Versuch zu einer zeitgeschichtlichen Studie (über die 1830er-«Revolution») – auch das kein ungewöhnliches Unterfangen für die Schöpfer des 1848-Staates<sup>2</sup> – gedieh nicht sehr weit. Es scheint, daß er in dem

<sup>1</sup> s. VON WARTBURG, S. 22.

<sup>2</sup> vgl. GRUNER, Bd. 1, S. 21 f.

sich überstürzenden Zeitgeschehen nach der Umwälzung nicht dieselbe innere Muße zu großen Studien fand wie etwa der alte Bürgermeister Herzog für seine sogenannten Notizen. Auch das geplante Werk «Die Gewißheit des Lebens nach dem Tode»<sup>3</sup> kam nicht zustande. Dafür sind die weltanschaulichen Bekenntnisse zu berücksichtigen, wie sie im Ratssaal erstaunlich rein zum Ausdruck kommen.

Müßte Tanner in ein Generationenschema eingefügt werden, so würde er der zweiten, unmittelbarer auf die politische Aktion bedachten Generation des Liberalismus angehören. Die erste Generation war mehr aufklärerisch-philanthropisch gesinnt und die dritte mehr wirtschaftlich-technisch interessiert. Mit Namen ausgedrückt heißt das: Tanner stand zwischen Zschokke und Alfred Escher.

Liberalismus bedeutete für Tanner Welt- und Lebensgefühl, nicht erstarrten Kodex politischer Glaubenssätze. Das Spannungsfeld dieses Weltgefühls lag – wiederum sehr schematisch ausgedrückt – zwischen den beiden Universalbegriffen von der physischen Harmonie außerhalb des Menschen in den Naturgesetzen und der psychisch-moralischen Harmonie innerhalb des Menschen im Sittengesetz<sup>4</sup>. Es war also ein dualistisches Weltgefühl. Kant hatte es auf die knappe Formel vom gestirnten Himmel über ihm und dem moralischen Gesetz in ihm gebracht.

Die Gegenüberstellung der sinnlich erfaßbaren und der moralischen Welt blieb aber eben nicht unverbindliche philosophische Theorie und Lehrmeinung. Kants Kritiken kamen auch der Generation Tanners entgegen, die ihr wahres Verhältnis zu diesen beiden Welten prüfte. Die von Fichte in seiner Schrift über die Bestimmung des Menschen formulierten Fragen waren die brennenden Zentralfragen der Zeit<sup>5</sup>: «Was bin ich selbst, und was ist meine Bestimmung?» Auch Tanner versuchte immer wieder von neuem – besonders in entscheidungsschweren Situationen – eine Antwort darauf zu bekommen.

Nicht von ungefähr finden sich die meisten Selbstzeugnisse gerade in den Briefen des Brautwerbers, der zuerst mit sich selbst ins klare kommen mußte, wenn er zu einem Gegenüber kommen wollte und aus einer gefühlsmäßig-flüchtigen Neigung eine Dauer gewährende Wahl werden sollte.

Auf ein bestimmtes philosophisches System stützte sich Tanner für

<sup>3</sup> s. Brief Voitels an Tanner, 24. Jan. 1838; II, 108.

<sup>4</sup> s. VON WARTBURG, S. 5.

<sup>5</sup> ders., S. 10 f.

seine Selbststudien nicht. Viel wichtiger war ihm das Philosophieren überhaupt. Sein großer Lehrmeister, bei dem er fast täglich ein und ausging, Heinrich Zschokke, vertrat die ausdrückliche Meinung, man solle sich nicht einseitig den Philosophen, Geschichtsschreibern und Theologen ausliefern, sondern auch einmal sein eigenes Auge auf die Dinge wenden<sup>6</sup>. Dieses kritische, eigenphilosophische Prinzip meint Tanner, wenn er an seine zukünftige zweite Frau von seinem Grundsatz schreibt, «alles unbefangen in Erwägung zu ziehen», was dazu beitrage, daß die «Wahrheit» in ihm «aufblitze»<sup>7</sup>.

Darum wendet sich Tanner in der Debatte um das Kantonsschulgesetz auch dagegen, daß man eine bestimmte philosophische Schule zur Hausschule erhebe: «HH., die Philosophie ist eine Pandorabüchse, welche die schönsten und die göttlichsten, aber auch die schlechtesten und unvernünftigsten Gaben verschließt. Wenn Sie den § so lassen, so könnte ein Lehrer leicht verleitet werden, wenn er eine Einleitung ins Studium der Philosophie geben soll, das System einer gewissen Schule vorzutragen, und das würde dahin führen, daß der Schüler, mit der Brille der Schule versehen, zuletzt nicht einmal mehr die Wahrheit sehen könnte. So könnte es einigen Lehrern gefallen, die Ansichten des Hegel mit Görres und Haller verbunden vorzutragen, wie es auch schon an einer Kantonsschule versucht worden ist.»

Tanner versteht die Philosophie als Ursprung des Denkens, nicht als Disziplin des Lernens. So fordert er die Geschichte der Philosophie und fährt fort: «Es ist viel Schönes aus der kritischen Philosophie des Kant hervorgegangen, aber wie erhebend ist für junge Leute das Studium der Geschichte, und diese einzige Doktrin führt sie weiter als ein ins Einzelne gehender Dogmatismus. Ich wünsche den Beisatz: ,insbesondere Geschichte derselben,»<sup>8</sup> Das innere Band dieser Philosophiegeschichte mußte die ausführliche genetische Erklärung der Philosophie überhaupt sein und die genaue Bestimmung der Stelle, die ihr unter den Wissenschaften zukam. Dann sollten einige wichtigste Begriffe wie Wissen und Glauben erläutert werden, vielleicht nach der Art der *Propädeutik zur Philosophie* von Wilhelm Gotthelf Schirlitz<sup>9</sup>, die Tanner zu Hause stehen hatte.

<sup>6</sup> GÜNTHER, S. 117.

<sup>7</sup> An Maria Seiller, 23. April 1837; VIII, 18.

<sup>8</sup> Verh., 14. März 1835, S. 880.

<sup>9</sup> WILHELM GOTTHELF SCHIRLITZ, *Propädeutik zur Philosophie*, Cöslin 1829.

Daß das Studium der Philosophiegeschichte ins Gymnasium gehört, steht für Tanner außer Zweifel. Denn später könne der Hochschüler, so meint er, nicht mehr dazu angehalten werden. *μηδεις ἀμάδητος εἰσιέτω*: «Keiner soll ungelehrt hineingehen», übersetzt er den Spruch über dem Eingang zur Akademie Platons<sup>10</sup>.

Wenn nun die Biographie Tanners vorwiegend die eines Tatmenschen sein muß, der vor allem nach seiner Bestimmung in der Welt fragte, so hat dies zwei hauptsächliche Gründe, einen inneren und einen äußeren. Der innere lag im Lebens- und Weltgefühl selbst: danach mußte die Harmonie in der Natur und im eigenen Innern soweit als möglich schon in der irdischen Welt verwirklicht werden. Tanners Fortschritts- und Verfassungsglaube wurzelte in der Überzeugung von der Vervollkommnungsfähigkeit des Menschen. Das politische Leben wurde auf den Gesamtzusammenhang bezogen. Die politische Tat wurde zur Pflicht. Von prickelnden Machtspielen wollte Tanner nichts wissen. Daß er nicht Regierungsmann wurde, mag also seinen tieferen Grund haben. Der äußere Grund, daß Tanner zu seiner politischen Tätigkeit ermutigt wurde, lag an den Zuständen des damaligen Deutschlands.

Als Tanner 1814 in Heidelberg die Universität bezog, waren die napoleonischen Heere auf dem Rückzug. Das Volk, wenigstens seine Führer, hatten in der Ablehnung des fremden französischen Wesens ihren zukünftigen Staat erkannt und ihm ihre Kraft aus eigenem Antrieb zur Verfügung gestellt. Sie hatten ihre Eigenständigkeit und das Wunschbild, die Idee der deutschen Einheit, kennengelernt. In Deutschland lernte Tanner an die Wirksamkeit der liberalen Ideen glauben. Und die Philosophie des deutschen Idealismus war ja nicht so sehr auf Erkenntnis, als auf Tat ausgerichtet. Fichte war auf die Rostra getreten, um seinem Volke seine Philosophie der Freiheit zu verkünden. Er lehrte, erzog und rief zu Taten auf. Überzeugung war zu Tanners Zeiten ein großes Wort. Es bedeutete den schärfsten Gegensatz zum Skeptizismus der Aufklärung, auf der der Idealismus zwar aufbaute, die er aber überwand. Fichte war überzeugt, die alleinige Wahrheit zu besitzen, und durch diese Ausschließlichkeit erhielt er etwas Herrisch-Gewalttätiges<sup>11</sup>.

<sup>10</sup> Verh., 7. April 1835, S. 890–92; GOETHE zitiert in seinen *Maximen und Reflexionen* (Weimarer Ausgabe der Gesammelten Werke 1907, Bd. 42, S. 188.22–189.20) wie folgt: *ἂ γεωμέτητος μηδεις εισίτω* n. M. D. SAFFREY, in *Revue des Etudes Grecques* 81 (1968) 67–87.

<sup>11</sup> Vgl. LÜTGERT, Bd. 1, S. 39.

Er zwang zum Verständnis. Er zwang die Deutschen in seinen *Reden an die Deutsche Nation* zum Gehorsam für die Freiheit.

Etwas von diesem naiv-gewalttätigen Prediger ging auch auf viele Gestalten des späteren Liberalismus in seiner radikalen Ausformung über. Gerade Tanner war ein solcher Überzeuger und Lehrer, welcher auch im Ratsaal immer wieder zu weltanschaulichen und wissenschaftlichen Dingen das Wort ergriff.

Die Zeit, um ein eigenes wissenschaftliches Werk ausreifen zu lassen, wollte er sich angesichts der praktischen Tätigkeit nicht nehmen. Zu einem großen Wurf fehlte ihm wohl auch die Kraft. Dafür versuchte er sich in vielen Wissensgebieten zu bereichern; denn Fichte hatte ja in seiner Wissenschaftslehre gefordert, daß der souveräne denkende Mensch sich möglichst viel von der Welt in allen ihren Erscheinungen aneignen, sich damit vereinigen solle.

Fichtes Philosophie kam aber wohl weniger durch das geschriebene Wort, als vielmehr durch die leidenschaftliche Diskussion dieses Wortes auf Tanner. Er gehörte zum «Debattierklub» der Heidelberger Teutonen auf Adolf Ludwig Follens Bude. Zweifellos wurden hier auch die Dramen Schillers gelesen, der den Idealismus popularisierte, soweit dies überhaupt möglich war. Die erste eigentliche aus den Quellen geschöpfte Schiller-Biographie stammt vom ehemaligen Teutonen Karl Hoffmeister. Sie stand auch in Tanners Bibliothek<sup>12</sup>.

Im Teutonenkreise wurde nun der Mythos vom sittenreinen Deutschen der Vorzeit gepflegt. Fichte forderte für den autonomen Menschen die sittliche Erneuerung durch Erziehung und fand die Kriterien hiezu im «deutschen Urvolk». Er sprach sein Volk an als Menschheitsvolk mit weltbürgerlichem Auftrag wie die Griechen. Die Deutschen schienen ihm auf allen Gebieten des Lebens reich an mannigfaltiger Uranlage. Das Wort des Tacitus von den gesonderten, ungemischten und nur sich selber gleichen Germanen erhielt absolute Gültigkeit<sup>13</sup>. Noch 1846 bezog Tanner, der zeitlebens nicht müde wurde, die völkisch-kulturelle Verbundenheit der alemannischen Schweiz mit Deutschland zu preisen, den neuen Tacitus seines Zürcher Freundes von Orelli.

Fichtes erzieherische Erneuerungspläne richteten sich auch auf die Studentenschaft mit ihren veralteten Formen. Dabei mochten die

<sup>12</sup> KARL HOFFMEISTER, *Schillers Leben*, Geistesentwicklung und Werke im Zusammenhang, 5 Teile, Stuttgart 1838–42.

<sup>13</sup> Vgl. FRANZ FRÖHLICH, S. 67.

schlechten Erfahrungen, die er mit dem Jenaer Studentenleben gemacht hatte, stimulierend wirken. Die Teutonen wandten sich nun gegen die Bierlümmelei und Kneipenduselei und gegen die Tyrannei der Fuchsmajore. Sie waren bestrebt, «sich teutsch zu tragen, sich in den Waffen zu üben und sich der teutschen Sprache besonders zu befeißigen, um so durch vereinte Kraft jede fernere fremde Unterdrückung abzuwehren.»<sup>14</sup>

Tanners Bemühungen um eine reinere Amts- und Rechtssprache mochten hier ihren Impuls empfangen haben (s.S. 113). Der mittelalterliche romantische Modepomp der Teutonen, die kleidsame schwarze Tracht, die lang herabfallenden Locken, die alten Schwerter und Helme, die Gesänge, welche überall erklangen, brachten der Bewegung bald Zuzug. Dieser kam zuerst mit den Abgesonderten, Renoncen genannt, die nicht Korpsmitglieder waren.

Die Teutonen waren zwar organisiert, legten sich aber keine förmliche Verfassung zu. Das Band bildete die Gesinnung, und das allein führte schon über den zeitlichen Rahmen einer Studentenverbindung hinaus. Vielleicht störte dieses Inoffizielle den angehenden Juristen Tanner. Obwohl er nämlich eifrig an den Diskussionen der Teutonen teilnahm, gehörte er ihnen doch nicht eigentlich an. Er war im Korps Helvetia eingegliedert, in dem immerhin der Becherklang weniger laut, der Bier- und Tabaksduft weniger dicht und überhaupt die Korps sitten lockerer gewesen zu sein scheinen. Weitere Schweizer im Korps tauchen im Brief-Nachlaß auf: Georges Frédéric Petitpierre, noch ein Kommilitone aus der Carolinumszeit in Zürich, später einer der Anstifter des Neuenburger Royalisten-Putsches, und der Engadiner Ulrich von Planta, dem Tanner in der 15er-Kommission zur Revision der Bundesverfassung von 1832/33 wieder begegnete.

Das Protokoll dieser Landsmannschaft, wie die damaligen Studentenvereinigungen auch genannt wurden, gelangte über Tanner, den letzten Aktuar, in die KBA. Es sind darin zahlreiche Anlässe und Beschlüsse verzeichnet, wie etwa die Feier des Stiftungstages auf Tanners Stube (am 11. Dezember 1813 war die Helvetia gegründet worden) oder der «Schweizerverschiff» wegen «gemeinen Betragens» bei einer Balgerei gegen einen Meyer aus Zürich. (Bei einem solchen «Verschiff» verlor der Ausgestoßene alle Vorzüge des Korps, wie z.B. das verbilligte Reitpferd, welches die Verbindung mit dem «Pferdephilister» aushandelte.)

<sup>14</sup> HAUPT, S. 355.

Als nun der Gedanke einer allgemeinen deutschen Burschenschaft als Vorstufe zum deutschen Einheitsstaat langsam Platz griff und die einzelnen Korps zum Beitritt ersucht wurden, zeigte sich die Helvetia zuerst unentschieden<sup>15</sup>. Dies änderte sich, als beim offenen Zusammenstoß um die allgemeine Burschenschaft die Schweizer Renoncen sich den Teutonen anschlossen<sup>16</sup>. Die andern Korps wehrten sich noch weiter heftig gegen die Idee der studentischen Einheit. Es kam auf öffentlichem Platz zur «solennen Keilerei».<sup>17</sup> Der Senat mischte sich ein und schloß die Duellanten, die geschossen hatten, von der Universität aus, auch Adolf Ludwig Follen. Der geistige Führer war nun, seit dem Januar 1817, Friedrich Wilhelm Carrové (s.S. 210).

Die Burschenschaft gewann jetzt immer mehr Anhänger, und die Korps lösten sich eins nach dem andern auf. Die letzte Eintragung Tanners im Protokoll der Helvetia datiert vom 27. Dezember 1816 und meldet die Auflösung der schwesterlichen Tübinger Helvetia. Dies scheint das Signal gewesen zu sein, auch die eigene Verbindung aufzulösen. Am 1. März 1817 wurde die allgemeine deutsche Burschenschaft auf der Wartburg feierlich eingeweiht.

Jetzt wartete man darauf, vom Staate, für den man gekämpft hatte – die älteren Teutonen hatten fast ausnahmslos im Felde gestanden – auch zur Mitverantwortung gezogen zu werden. Der Volksstaat, wie er sich gegen Napoleon angekündigt hatte, sollte nun auch parlamentarisch, nicht mehr nur monarchisch gelenkt werden. Diese Hoffnung wurde aber bald getäuscht. Die Spione, Denunzianten und Polizisten Metternichs traten gegen die Vermehrung des «Freiheitsbazillus» an, den Napoleon im Lande zurückgelassen hatte. Es folgten die Ermordung Kotzebues durch den Studenten Sand, im Anschluß daran die Karlsbader Beschlüsse mit Verbot, Zensur und Verfolgung. Die romantische Attitüde der Bewegungs- und Einheitspartei, die Vorstellungen vom Mittelalter und von eigenständiger Tradition konnten sich zwar in der Restauration Metternichs finden, nicht aber die aus der Tiefe heraus sich erneuernde Idee vom Volks- und Nationalstaat. Der politische Tatendrang des deutschen Idealismus stieß auf den grimmigsten Widerstand des Systems<sup>18</sup>.

<sup>15</sup> s. HERMAN HAUPT und FRANZ SCHNEIDER, Zur Geschichte der Heidelberger Teutonen in den Jahren 1814/15, in *Quellen und Darstellungen zur Geschichte der Burschenschaft und der deutschen Einheitsbewegung* 5 (1920) 148–150.

<sup>16</sup> s. HAUPT, S. 386.

<sup>17</sup> PAGENSTECHER, S. 49.

<sup>18</sup> vgl. NÄF, Bd. 2, S. 122 f.



Tanner hat am Wartburgfest wahrscheinlich teilgenommen, es im Mai 1817 aber vorgezogen, nach Göttingen zu gehen. Dort promovierte er nach einem Semester zum Doktor juris utriusque und zog im Herbst 1817 nach Aarau zurück. Man kann ihn aber nicht allein mit seinem politischen Traum von einer einigen, einheitlichen liberalen Schweiz heimziehen lassen.

In Heidelberg wurden auch der Dichter und der Kunstliebhaber sehr beeinflußt. Dann ist das Studium des späteren Gesetzgebers und Richters näher zu untersuchen. Und der eigenphilosophische und religiöse Mensch lernte schon hier Ansichten kennen, die über Fichte hinausgingen.

Heidelberg war damals für althochdeutsche Kunst, vorab für Literatur, ein besonders guter Platz: Ein großer Teil der althochdeutschen Handschriftenschatze, die im Dreißigjährigen Krieg entführt worden waren, gelangten gerade während Tanners Studienzeit wieder in die Stadt zurück<sup>19</sup>. 1806 hatten sich Brentano, Achim von Arnim, Görres und Tieck hier zusammengefunden. Aus ihrer Verbindung mit dem Schwäbischen Dichterkreis ging die *Zeitung für Einsiedler* hervor, das erste Organ der germanistischen Studien, während Friedrich Creuzer gleichzeitig die Grundlagen zu einer wissenschaftlichen Behandlung der deutschen und vergleichenden Religions- und Sagensgeschichte schuf<sup>20</sup>.

Tanner kannte Tiecks *Auswahl von Minnesänger-Liedern* von 1803, Arnims *Aus des Knaben Wunderhorn*, und vor allem liebte er schon von früher her die Dichtung Uhlands, des Führers der Schwaben (s.S. 76). Dies berichtet Ernst Münch, einer der Deutschen, die vor den Polizisten Metternichs in Aarau Unterschlupf fanden, in seinen Erinnerungen<sup>21</sup>.

Auch Jakob Grimm war in jenen Jahren wiederholt in Heidelberg zu treffen. Er erlebte im Kreise der jungen Teutonen, deren vaterländische Gesinnung er teilte, manche frohe Stunde. Dies bezeugt Ferdinand Walter, der spätere Bonner Rechtslehrer, auch ein Teutone. Dessen *Lehrbuch des Kirchenrechts aller christlichen Konfessionen*<sup>22</sup> stand in

<sup>19</sup> s. FRIEDRICH WILKEN, *Geschichte der Bildung, Beraubung und Vernichtung der alten Heidelberger Büchersammlungen*, Heidelberg 1817, S. 303 ff.; KARL BARTSCH; Katalog der Handschriften der Universitätsbibliothek Heidelberg, Bd. 1: *Die altdeutschen Handschriften*, Heidelberg 1887.

<sup>20</sup> s. HAUPT, S. 361.

<sup>21</sup> MÜNCH, S. 436 f.

<sup>22</sup> FERDINAND WALTER, *Lehrbuch des Kirchenrechts aller christlichen Konfessionen*, 4. Aufl., Bonn 1829.

Tanners Bibliothek, obwohl Walter die kurialistische Richtung in der Kanonistik vertrat. Tanner nennt ihn einmal einen «vollkommenen Orthodoxen aus der Schule Windischmanns», der aber seine Meinung so klar, geistvoll und bewaffnet vortrage, daß er (Tanner) darin ein Vergnügen und Belehrung finde<sup>23</sup>.

In Tanners Bibliothek waren auch Grimms *Deutsche Grammatik* und *Die deutschen Rechtsaltertümer* vertreten. Es ist gut möglich, daß Tanner Grimm persönlich kannte. Später sammelte er über die Mittelsperson von Laßbergs alte Weistümer des Aargaus für ihn. Er ließ Grimm z. B. ein Verzeichnis aargauischer Offnungen zukommen: «Vielleicht und wahrscheinlich werden sie in den Kram des Herrn Grimm dienen», heißt es im Begleitschreiben. «Befehlen Sie also, ob ich sie soll abschreiben lassen. Von Wohlen hat Grimm ohnehin eine Tatsache aus den Acta Muriensis angeführt. Jüngst war ich eines Zehntgeschäftes wegen in Merischwanden, wo ich eine Urkundensammlung durchstöberte. Ich lege einen Auszug der ältesten bei, die viele Namen enthält, und Ihnen vielleicht deshalb interessant ist ...»<sup>24</sup> Auch das Aarauer Jahrzeitenbuch lag eine Zeitlang auf Laßbergs Meersburg<sup>25</sup>.

Nach Eduard Vischer scheinen Tanners Bemühungen für Grimms Rechtsaltertümer und Weistümer nicht direkt Frucht getragen zu haben. «Jedenfalls hat Grimm seine aargauischen Weistümer aus anderen Quellen. Die Hauptmasse derselben (in Bd. 5 nach Grimms Tode 1866 erschienen) druckt er nach der Ausgabe E. Weltis (*Argovia* 4, 1866) ab. Nach dem Verzeichnis in der hier nicht abgedruckten Anlage zu Tanners Brief an v. Laßberg vom 31. Juli 1829 (V, 12) hat Tanner einen Teil dieser von Welti publizierten Weistümer gekannt, Grimm muß von ihnen gehört, sie wohl sogar kennengelernt haben. Die in dem genannten Verzeichnisse beigetzten Jahrzahlen (aus dem 17. Jahrhundert) aber lassen mich vermuten, daß es sich um spätere Abschriften, wenn nicht gar spätere Fassungen handelt, mit denen sich J. Grimm nicht begnügen mochte und über die zurück erst E. Welti zu den originalen Fassungen vorgedrungen wäre.»<sup>26</sup>

In seiner dichterischen Haltung neigte Tanner ganz zu Grimm, der das Enge, Kleine, Volkstümliche liebte und die Volkspoesie und die

<sup>23</sup> An Laßberg, 2. Febr. 1830; V, 13.

<sup>24</sup> An Laßberg, 31. Juli 1829; V, 12.

<sup>25</sup> Ebenda.

<sup>26</sup> VISCHER, *Politik und Freundschaft*, S. 118, Anm. 48.

althochdeutsche Dichtung pflegte. In den ersten drei Bänden seiner Grammatik verfolgt Grimm die germanischen Wörter und Wortformen aus der Gegenwart bis in die Zeit des ältesten deutschen Sprachdenkmals zurück, der Bibelübersetzung Ulfilas, die auch in Tanners Bibliothek nicht fehlte.

Auf den Kontoblättern Tanners, der eben nach Aarau zurückgekehrt war, sind für 1820 neben einer Übersetzungsprobe aus Tassos *Jerusalem* auch Hebels alemannische Gedichte und eine Großausgabe der Nibelungen verzeichnet. Dazu kommen noch zwei Periodika: Johann Gustav Gottlieb Büschings *Wöchentliche Nachrichten für Freunde der Geschichte, der Kunst und Gelahrtheit des Mittelalters*<sup>27</sup> und Friedrich David Gräters *Neues literarisches Magazin der teutschen und nordischen Vorzeit, Odina und Teutona*<sup>28</sup>. Für 1821 sind sämtliche Werke Huttens, Adolf Ludwig Follens Kirchengesänge und eine nicht eruierbare Abhandlung über die Minnehöfe des Mittelalters belastet sowie Georg Mollers *Denkmäler der deutschen Baukunst*<sup>29</sup>.

Der «Mittelaltertümler» Tanner zeigt sich auch bei der Namengebung seiner Kinder: Das vierte hieß Frieda Chlotilde, das fünfte Frieda Liutgard. Der Vater hatte vor der Taufe eine kleine Abhandlung von Heinrich Schweizer-Sidler, dem bedeutenden Sprachforscher und Professor für indogermanische Sprachwissenschaft an der Universität Zürich, veranlaßt. Und Schweizer hatte ihn nach einem Exkurs über die Namengebung bei den Indern, Griechen und Römern auch auf Grimms *Deutsche Mythologie* gewiesen<sup>30</sup>.

Tanner wurde aber nicht nur über die Literatur mit dem deutschen Mittelalter verbunden. Bereits in Zürich hatte Horner seinen Blick auf Dürer gelenkt<sup>31</sup>, und in Heidelberg wurde er in der Sammlung Boisserée mit der mittelalterlichen Malerei bekannt. Die Wohnung der Brüder Boisserée am Karlsplatz galt weitherum als der heilige Tempel dieser Kunst. Hier entzündete sich wohl auch die Sammelleidenschaft Tanners,

<sup>27</sup> JOHANN GUSTAV GOTTLIEB BÜSCHING, *Wöchentliche Nachrichten für Freunde der Geschichte, der Kunst und Gelahrtheit des Mittelalters*, Breslau 1816/17.

<sup>28</sup> FRIEDRICH DAVID GRÄTER, *Neues literarisches Magazin der teutschen und nordischen Vorzeit*, Odina und Teutona, 1. Bd., Breslau 1812.

<sup>29</sup> GEORG MOLLER, *Denkmäler der deutschen Baukunst*, in *Beiträge zur Kenntnis der deutschen Baukunst des Mittelalters*, Darmstadt 1815.

<sup>30</sup> Schweizer-Sidler an Tanner, 29. Dez. 1845; I, 236.

<sup>31</sup> n. ZIMMERLI, S. XXII.

die sich aber später über das Mittelalter hinaus erstreckte. Er legte Wert darauf, «aus jedem Zeitalter etwas zu haben, denn auch in Kleinigkeiten weht der Geist, und man begreift gewiß die Geschichte besser und liebt sie inniger, wenn man ihrer Lektüre eine körperliche Anschauung zugrundelegen kann.»<sup>32</sup>

In Tanners kleinem Kunstkabinett fanden sich Glasscheiben und Bilder, darunter wahrscheinlich ein Goya, vermittelt durch Oberst Voitel aus Madrid, und sicher zwei kontemporäre Kopien der Van Dyckschen Bildnisse des Brüsseler Bürgermeisters Justus von Merestraten und seiner Frau Isabelle von Asche<sup>33</sup>. Dann enthielt die Sammlung neben alten Handschriften vor allem Münzen. Für seine Münzensammlung scheute sich der «Pfaffenfresser» Tanner nicht, selbst mit den Äbten von Muri<sup>34</sup> und Engelberg<sup>35</sup> zu verkehren. Interessantes über den Numismatiker ist aus dem regen Briefwechsel Tanners mit Dr. Heinrich Meyer-Ochsner aus Zürich zu erfahren, welcher der Münzkunde in den vierziger Jahren durch seine gelehrten Arbeiten Heimatrecht verschaffte<sup>36</sup>.

Ein unauslöschlicher Eindruck, der wohl auch für sein eigenes künstlerisches Schaffen Bedeutung erhielt, wurde Tanner durch die Freundschaft mit dem 21jährigen Maler Carl Philipp Fohr zuteil. Diese Verbindung ist in Fohrs Tagebuch bezeugt. Der Maler war ganz der hochgestimmten Idealität seiner Zeit verpflichtet. Die Kunst sollte sittlich und formal durch die Religion erneuert werden im Anschluß an die reinen und naiven Werke der alten deutschen und italienischen Meister. Die verlorengegangene Einheit, wie sie in der alten kirchlichen Kunst noch bestanden hatte, sollte wieder hergestellt werden durch die innerliche Erneuerung beim Künstler selbst. Dies war das Programm der Nazarener, denen Fohr nach Italien folgte<sup>37</sup>.

<sup>32</sup> An Laßberg, 4. Nov. 1826; V, 4.

<sup>33</sup> Die Akten zu den beiden Kopien im StadtAA, FA Tanner, können den Fachmann sicher interessieren.

<sup>34</sup> 1 Brief Abt Adalbert Reglis an Tanner, 16. Juni 1839; I, 127.

<sup>35</sup> 2 Briefe Abt Eugen von Bürens an Tanner, 20. Mai 1832; II, 32, und 13. Jan. 1833; I, 32.

<sup>36</sup> 9 Briefe Meyer-Ochsners an Tanner, aus den Jahren 1841–49; I, 169, 180, 181, 220, 228 und II, 115, 139, 184, 186.

<sup>37</sup> DIEFFENBACH, S. 66; Dieffenbach war der Lehrer und einer der Gönner Fohrs. Seine Biographie stand auch in Tanners Bibliothek.

Im deutschen Künstlerverein zu Rom, der unter dem Patronat des großen Historikers Niebuhr stand und Kunstausstellungen zu Ehren des anwesenden Kaisers Franz und des bayrischen Kronprinzen Ludwig veranstaltete, begegnete Fohr auch Tanners Intimus Amsler. Rückert, der im Sommer 1818 mit diesem zusammen zu Aricia im gleichen Zimmer wohnte<sup>38</sup>, setzte dem erst 23jährig im Tiber ertrunkenen Fohr ein kleines Denkmal<sup>39</sup>. Bis zu Fohrs Wiederentdeckung als einem der «elementarsten Schöpfer der deutschen romantischen Bildkunst»<sup>40</sup> dauerte es mehr als hundert Jahre.

Die Neckarstadt übte aber nicht nur wegen ihrer Kunstschatze und ihrer romantischen Lage eine starke Anziehungskraft auf die Studenten aus. Sie besaß neben Berlin auch die bekannteste juristische Fakultät in Deutschland. Vor allem deren Strafrechtsschule war führend. Tanner hörte hier wohl Vorlesungen bei Karl Salomo Zachariae von Lingenthal. Bei Anton Friedrich Justus Thibaut studierte er wahrscheinlich römisches Recht<sup>41</sup>. Sicher nahm Tanner Anteil an der großen Kontroverse zwischen Thibaut, dem Führer der sogenannten unhistorischen, und Savigny, dem Führer der sogenannten historischen Rechtsschule.

Thibaut faßte das Recht auf als eine Summe von Regeln für die möglichst vernunftmäßige, vorteilhafte und angenehme Ausgestaltung menschlich gegebener Verhältnisse. Und während der großen nationalen Begeisterung zur Zeit der Befreiungskriege war bei ihm die Idee gereift, Deutschland von der Menge verschiedener, größtenteils auch fremdländischer Rechte durch ein gemeinsames deutsches bürgerliches Gesetzbuch zu befreien. Die Kodifikation des gesamten bestehenden Rechts sollte dann vom Staat für verbindlich erklärt werden.

Gegen diesen Plan, der zuerst auch durchführbar schien, wandte sich nun Savigny. Die Kontroverse wurde repräsentiert durch die beiden Streitschriften *Über die Notwendigkeit eines allgemeinen bürgerlichen Rechts für Deutschland* (Thibaut) und *Vom Beruf unserer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft* (Savigny). Savigny hielt einmal den

<sup>38</sup> ABRAHAM EMANUEL FRÖHLICH, S. XVII.

<sup>39</sup> Ebenda.

<sup>40</sup> NZZ, 30. Juni 1968, Nr. 394.

<sup>41</sup> Genaues ließ sich hier nicht erfahren, da über Tanner keine Personalakten im Universitätsarchiv vorhanden sind und die gedruckten Matrikel keinerlei Aufschluß über Kollegbesuche der Studenten geben; nach einer freundlichen Mitteilung von Dr. WEISERT, Universitätsarchivar in Heidelberg.

Zeitpunkt für ein solches Unternehmen für verfrüht. Man kenne das bestehende Recht nicht im einzelnen. Und dann müsse man es in seiner geschichtlichen Entwicklung studieren und dürfe sich nicht in philosophischen, vernunftrechtlichen Theorien verlieren. «Alles Recht», so wendet sich Savigny an Thibaut, «entsteht zuerst durch Sitte und Volksglaube; überall also durch innere, stillschweigende Kräfte, nicht durch die Willkür eines Gesetzgebers.»<sup>42</sup>

Der deutsche Rechtskodex kam nicht zustande, was nicht hauptsächlich Savignys Einfluß, sondern den politischen Zuständen im deutschen Bund zuzuschreiben war. Dafür wirkte Thibauts Idee zuerst in der Schweiz weiter, besonders im Aargau. In der Bibliothek Tanners stand Thibauts Hauptwerk, das System des Pandektenrechts, die erste neuere und vollständige Darstellung der Pandekten<sup>43</sup>. Ein einziges Recht mußte wegen der kulturell wie wirtschaftlich völlig verschiedenen Teile des Kantons als verbindendes Element erscheinen. Gerade Tanner setzte sich sehr für ein solches einheitliches Recht ein. Kurz nach der kantonalen Umwälzung von 1830 gelang ihm ein Einbruch in das Sonderrecht des Fricktals. Es mußte sich im Appellationsgerichtsverfahren an den übrigen Aargau anpassen, d. h. den mündlichen Vortrag annehmen<sup>44</sup>. Durch diese einzelne Bestimmung wurde die ganze im Fricktal geltende Gerichtsordnung in Frage gestellt.

Die Vereinheitlichung der aargauischen Gesetzgebung sollte sich nach Tanner vor allem nach den Satzungen des wirtschaftlich und bildungsmäßig anführenden Berner Aargaus richten. Und da die Berner Gerichtssatzung von 1761 als rein deutsches Gesetzeswerk gelten konnte, in dem das römische und kanonische Recht nie zu großem Ansehen gelangt waren, bot sie Tanner auch noch Handhabe für seine kultur- und kirchenpolitischen Absichten<sup>45</sup>.

Tanner sprach im übrigen ganz in Savignys Ton, wenn er die Berner Satzung «als das vollendetste Werk der frühern Jahrhunderte» bezeichnete, wenn auch «das Gesäusel neuerer Gesetzgebungen» verächt-

<sup>42</sup> FRIEDRICH MEINECKE, *Weltbürgertum und Nationalstaat*, 6. Aufl., München 1922, S. 220.

<sup>43</sup> ANTON FRIEDRICH JUSTUS THIBAUT, *System des Pandekten-Rechts*, 7. Aufl., 2 Bde., Jena 1828.

<sup>44</sup> Verh., 8. Juli und 22. Okt. 1831, S. 308 und 681.

<sup>45</sup> vgl. JOHANN MÜLLER, S. 280–283.

lich darauf hinsehe<sup>46</sup>. Daß Tanner der Savigny-Richtung zuneigte, mögen auch seine Beziehungen zum Werke Grimms zeigen, der sich eng mit Savigny berührte. In Tanners Bibliothek fanden sich auch Schriften Karl Joseph Anton Mittermaiers, der Savignys Richtung fortsetzte und mit seinen Ratschlägen zu den Gesetzesentwürfen in einzelnen Schweizer Kantonen zur Stelle war. Tanner hatte die Zeitschrift *Archiv für civilistische Praxis* abonniert, in der solche Ratschläge erschienen. Weiter besaß er Mittermaiers *Grundsätze des gemeinen deutschen Privatrechts mit Einschluß des Handels-, Wechsels- und Seerechts*<sup>47</sup> und die Schrift *Über den neuesten Zustand der Kriminalgesetzgebung in Deutschland. Mit Prüfung der neuen Entwürfe für die Königreiche Hannover und Sachsen*<sup>48</sup>.

Tanner wollte – wenigstens vorerst – nicht neues Recht setzen, sondern vielmehr dem gewachsenen, altbewährten Geltung verschaffen. Seine Tätigkeit in der Kommission für das neue Zivilgesetzbuch zeigt aber doch wieder den Thibaut-Schüler. Vielleicht läßt sich gerade am Beispiel Tanners sehen, daß sich der Streit der Großen viel eher um den günstigen oder ungünstigen Zeitpunkt zu einer Kodifikation drehte als um «historisches» oder «unhistorisches» Recht.

Das Hauptthema der geistigen Auseinandersetzung während Tanners Universitätszeit bildete nun nicht das Recht, sondern die christliche Religion. Im folgenden sei die Rede von der religiösen Entwicklung Tanners, die ihn von rein vernunftmäßigen Überlegungen über die Religion immer mehr zu einer eigenen Herzens- und Gefühlsfrömmigkeit führte. Dabei muß immer der Dualismus der beiden Welten, der äußeren, der Kausalität unterworfenen, und der inneren, dem allgemeinen Sittengesetz unterworfenen, im Auge behalten werden. Bei Tanner wird deutlich zu sehen sein, wie man versuchte, diese beiden Welten auf der Ebene des Gefühls zu verbinden, über die Grenzen des wissenschaftlich durch die Sinne Erfassbaren hinaus zu transzendieren. In Schirlitz' *Propädeutik zur Philosophie* (S.32) konnte Tanner den Satz lesen: «Kant beleuchtete und sicherte das Fundament, auf welchem das Ge-

<sup>46</sup> Verh., 22. April 1838, S. 137 f.

<sup>47</sup> KARL JOSEPH ANTON MITTERMAIER, *Grundsätze des gemeinen deutschen Privatrechts mit Einschluß des Handels-, Wechsels- und Seerechts*, 2. Aufl., Landshut 1826.

<sup>48</sup> ders.: *Über den neuesten Zustand der Kriminalgesetzgebung in Deutschland*, mit Prüfung der neuen Entwürfe für die Königreiche Hannover und Sachsen. Mit einem Anhang von STÜBEL, Heidelberg 1825.

bäude menschlicher Wissenschaft errichtet wird: Fichte macht den Geist des Menschen zum Schöpfer des Universums, und Schelling läßt Geist und Stoff, jene gegenüberstehenden Hauptarme menschlicher Bekundung, in einer letzten absoluten Einheit und Indifferenz sich verlieren; ...»

Kant hatte zwischen Geist und Stoff rigoros getrennt. Zwar hatte er die Lehre vom «Ding an sich», das keiner Kausalität unterworfen sei, aufgestellt, über dieses «Ding» aber nichts gesagt<sup>49</sup>. Nach dem Erscheinen von Kants *Kritik der reinen Vernunft* hatte Fichte den Kritizismus sogleich auf die Religion angewandt, noch ehe Kant selbst seine *Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft* hatte veröffentlichen können. Die deutsche Philosophie des 19. Jahrhunderts wurde seither von theologischen Problemen beherrscht. Dies wird für die späteren Ausführungen über die radikale Kulturpolitik im Aargau immer zu beachten sein.

Schon im Teutonenkreis gab es, trotz der Übereinstimmung mit Fichte im patriotischen Grundgedanken, verschiedene philosophische Fraktionen. Der Protest der sogenannten deutschen Glaubensphilosophen: Hamann, Herder, Jacobi, Schelling und Schleiermacher gegen Kants Kritizismus wurde gehört. Es scheint aber, daß sich Tanner mit der Grundüberzeugung von der Vernunftmäßigkeit der Religion bis zum Erscheinen des *Leben Jesu* von David Friedrich Strauß begnügte.

Tanner war vorerst zufrieden bei dem Gedanken, in der Bibel, die er als Protestant hochhielt, das Ziel der Erziehung des Menschengeschlechts in der Gestalt Jesu schon vorgebildet zu finden. Jesus war ihm die vollkommenste Darstellung des Sittengesetzes, die Erfüllung von Kants kategorischem Imperativ<sup>50</sup>. Die christlichen Dogmen, die im Tone des Wissens vom Durchbruch des Jenseits ins Diesseits sprachen, wollte er nicht unbesehen hinnehmen. Von Wegscheider, dem konsequentesten Vertreter des sogenannten Rationalismus in der Theologie des 19. Jahrhunderts<sup>51</sup>, sagte er, er durchmustere «das Buchstabensystem der Leviten nach dem reinen Ausdruck des Christentums». <sup>52</sup>

Und Wegscheider definierte Jesus als den Gott wohlgefälligen Gesandten, in dem die Weisheit und Macht Gottes höchst wirksam gewesen sei und dem man nachfolgen und dienen solle als einem ausge-

<sup>49</sup> PATTON, S. 341.

<sup>50</sup> vgl. VON WARTBURG, S. 13 und 16.

<sup>51</sup> s. BARTH, S. 425.

<sup>52</sup> An Laßberg, 5. Sept. 1827; V, 8.



zeichneten Vorbild eines heiligen Lebens, als dem Abglanz der Gottheit selber<sup>53</sup>. Für Wegscheider war das Dogma von der Auferstehung ein vernunftswidriger zoroastrisch-jüdischer Mythos, die Lehre von der Wiederkunft Christi eine überflüssige Verdoppelung der sofort nach dem Tode über jeden einzelnen fallenden göttlichen Entscheidung<sup>54</sup>.

Die Gewißheit einer höheren Weltordnung zeigte sich für Tanner allein im moralisch-sittlichen Gesetz, dieser jedem einzelnen «von der Gottheit im Seelenrunde angezündeten Fackel», wie er es einmal bildlich darstellt<sup>55</sup>. Als «eine poetische Darstellung» seiner «Hauptansicht über göttliche Dinge» bezeichnet Tanner in einem Brief an seine Braut das folgende Gedicht:

Heiliges ist einst gewesen;  
Heiliges erscheint heut!  
Wohl, die Seele ist genesen,  
Deren Blick sich Heil'ges beut.

Suche, und es wird sich künden,  
Heiliges ist überall!  
Sonnig steigt es aus den Gründen,  
Aus den Höhen fällt sein Strahl!

Bleibt dir Heiliges verborgen,  
Ist ein Grab die eigne Welt!  
Sieh, herüber tagt der Morgen,  
Wie in dir der Nebel fällt!

Welch ein Leuchten, welch ein Wehen,  
Wenn sich Heiliges enthüllt!  
Möchte Endlichkeit bestehen,  
Die nicht Heiliges erfüllt?

Heiliges zum Geist gekehret,  
Schafft den Geist zum heil'gen Geist,  
Der die Geister weckt und lehret  
Und das Heil'ge übt und preist.

Und die Geister offenbaren,  
Denn es *spricht* Vergeistigung;  
Herrschend mit Gedankenscharen  
Macht die Zeit und Geister jung.

<sup>53</sup> s. BARTH, S. 429.

<sup>54</sup> ders. S. 431.

<sup>55</sup> An Maria Seiller, etwa Ende Febr. 1837; VIII, 18.

Man wird hier von weit her an Platons Höhlengleichnis erinnert und besinnt sich darauf, wie Tanner in der parlamentarischen Debatte um das Philosophiestudium am Gymnasium Platon anrief. Das ist vielleicht nicht so abwegig, wenn noch hinzugefügt wird, daß Platon als Begründer der idealistischen Philosophie<sup>56</sup> seit Beginn der Neuzeit und vor allem im 19. Jahrhundert eine Renaissance erlebte.

In der kommentierenden Kurzfassung zu obigem Gedicht schreibt Tanner: «Jeder einzelne gute, sittlich brauchbare Gedanke stammt unmittelbar aus Gott; es ist solcher eine unmittelbare geschichtliche Offenbarung; sittlich rege Geister als Träger und Vermittler solcher Gedanken sind jederzeit Offenbarer ...»<sup>57</sup> Später folgt eine genauere Interpretation: «Eine göttliche Offenbarung als geschichtliches Ereignis wird im Lied anerkannt (Heiliges ist einst gewesen). Gleichzeitig wird anerkannt, daß diese Offenbarung fortdaure (Heiliges erscheint heut), ja nach dem Welterschöpfungsplane fortdauern müsse (Möchte Endlichkeit bestehen, die nicht Heiliges erfüllt?). Träger, Instrumente dieser Offenbarung sind die Geister, die, sobald sie das Heilige in sich aufnehmen, heiliger Geist werden. Von Geschlecht zu Geschlecht erhalten und wecken die Geister das Heilige (Denn es *spricht* Vergeistigung). Der veredelte, erweckte Mensch gewahrt diese stete Offenbarung (Wohl, die Seele ist genesen, deren Blick sich Heil'ges beut). Er erblickt sie als eine sehr allgemeine, sehr verbreitete (Sonnig steigt sie aus den Gründen). Nur dem noch geistig Toten ist sie verborgen; dem geöffneten Auge strahlt sie mit Allgewalt entgegen (Welch ein Leuchten, welch ein Wehen, wenn sich Heiliges enthüllt!) ...»<sup>58</sup>

Tanner stellte also jeden Menschen, der bewußt so handelte, daß die subjektive Maxime seines Handelns zum allgemeinen Sittengesetz werden konnte, in eine Reihe mit Christus. Es ist nicht verwunderlich, wenn er zum Entsetzen der Katholiken einen zeitgenössischen politischen Führer, Kasimir Pfyffer, öffentlich für einen Mann erklärte, der die Hochachtung ebenso verdiene als mancher, der im Kalender rot geschrieben stehe. Stattdessen werde sein Bild nun aber (1843) von den «ennetbirgischen Jesuiten» aus den öffentlichen Gebäuden hinausgeworfen<sup>59</sup>. Diesen Affront konnte ihm der Verfasser der *Befeindungen*

<sup>56</sup> s. STÖRIG, S. 151.

<sup>57</sup> An Maria Seiller, 20. Jan. 1837; VIII, 18.

<sup>58</sup> An Maria Seiller, 12. Febr. 1837; VIII, 18.

<sup>59</sup> Verh., 7. Febr. 1843, S. 30.

der katholischen Kirche, Friedrich Hurter, begreiflicherweise nicht verzeihen<sup>60</sup>.

Als einen ähnlich «Mißhandelten» stellte Tanner auch Melchior Hirzel dar, der die Berufung von Strauß betrieben hatte. Hirzel sei ein «freundlicher, gemüthlicher, geistvoller, anständiger Mann». Als Verletzer der Religion werde er durch Leute verfolgt, die gewiß von ferne nicht so viel Wärme und Frömmigkeit besäßen wie er. Durch die «erhöhte» Achtung so vieler «guter Menschen» werde er aber entschädigt<sup>61</sup>.

Auch Tanner selbst wird von einem Freunde – in einem Brief an die trauernde Witwe – als ein «edler Charakter» hingestellt, der von vielen auf unwürdige Weise bekrittelt worden sei, nur weil sie nicht fähig gewesen seien, sich auf die Höhe seiner Anschauungs- und Denkweise zu stellen. «Auf religiösem Gebiet ist er von vielen verkannt worden, er hatte ein tiefes religiöses Gefühl und stand gewiß in näherer Beziehung zu Gott als solche, die ihn nicht fassen konnten, ihn deswegen mißverstanden haben, weil sie vor lauter Formen das Wesen nicht erkennen.»<sup>62</sup>

Für den theologisch interessierten und religiös begabten Gebildeten war das Christentum Privatsache geworden; die «Amtsperson auf der Kanzel» vertrat es wenigstens nicht mehr ausschließlich. Tanner formulierte es einmal so: «Das Christentum hat eine doppelte Seite: es ist Sache des Herzens und zugleich der Wissenschaft; für die erstere Seite bedarf es fast keiner Form und die letztere erleidet Einbußen bei allzu großem Einfluß der Masse auf die sogenannte Kirche, d. h. das Aggregat von Berufsmännern, die sich fast ausschließlich als die Kirche betrachten.»<sup>63</sup>

Tanner wurde in dieser Ansicht sicher beeinflusst oder bestärkt durch den persönlichen Kontakt und das Werk Karl Gustav Jochmanns. Dieser verkehrte anlässlich seines Schweizer Aufenthaltes (1820) bei Zschokke, der dann später aus dem Nachlaß *Karl Gustav Jochmanns von Perna Reliquen* herausbrachte, die auch in Tanners Bibliothek standen<sup>64</sup>.

<sup>60</sup> s. HURTER, Bd. 2, S. 180.

<sup>61</sup> An Luise Amsler, 29. Sept. 1841; VIII, 8 a.

<sup>62</sup> Von Waldkirch an Maria Tanner-Seiller, 17. Juli 1849; VIII, 22.

<sup>63</sup> An Hirzel, etwa 1840; ZBZ, 431 c 34.

<sup>64</sup> Tanners Exemplar der *Reliquen* (Hechingen 1836) in der KBA ist mit folgender Widmung versehen: «Dem glücklichen Vater Rudolf Tanner, sein Freund Heinr. Zschokke, Aarau, 20. März 1838.»

Jochmann vertrat eine christliche Religion ohne Kirche. Die reine Religion Jesu Christi müsse sich von den Schlacken des Kirchentums befreien. Ermutigt durch das Beispiel der Laien Böhme und Jung-Stilling trug ja auch Zschokke seine eigenen religiösen Gedanken in den *Stunden der Andacht* in ungezählte Bürgerhäuser<sup>65</sup>.

In der Lenkung der Kirche sollten nach Tanners Ansicht die gebildeten Laien in einem allgemeinen Priestertum vorherrschen und gegen den Kastengeist der Priester ankämpfen. Die Struktur der kirchlichen Ordnung müsse im mindesten an der neutestamentlichen Ordnung, wie Jesus sie gesetzt hatte, geprüft werden.

In der Großratsdebatte um die neue protestantische Kirchenverfassung, der nach einer Zuschrift der reformierten Geistlichkeit dieselben freisinnig-republikanischen Grundsätze zugrunde liegen sollten, wie es in der Staatsverfassung der Fall sei, meint Tanner: «Die Religion, welche der Gekreuzigte stiftete, hatte den Zweck der Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit. Noch auf der wahrhaft ökumenischen Synode von Nizäa ward das echt christliche Symbolon beliebt, die allgemeine christliche Kirche sei eine Gemeinschaft der Heiligen, nicht bloß der Prädikanten. Schon früher schrieb der Apostel an die Epheser: Wir alle sind Priester<sup>66</sup>; und somit machte er das Herz jeder frommgemütlichen Seele zum Priesteraltar.»<sup>67</sup>

In der erregten Debatte um die konfessionelle Trennung, ein halbes Jahr vor der Klostersaufhebung im Aargau, ruft Tanner in der Rolle des donnernden Reformators auf der Kanzel: «Unser Leitfaden ist das Evangelium, und nur Christus ist unser Oberhaupt, und über diesem Christus stehen keine Leviten . . . Der Geistliche ist nur der Diener Gottes, so Gott will in alle Ewigkeit. Amen!»<sup>68</sup>

<sup>65</sup> vgl. ERMATINGER, S. 955.

<sup>66</sup> Tanner meint wohl Epheser 2, 19–22: «So seid ihr nun nicht mehr Fremde und Beisassen, sondern ihr seid Mitbürger der Heiligen und Hausgenossen Gottes, aufgebaut auf den Grund der Apostel und Propheten, wobei Christus Jesus sein Eckstein ist, in dem der ganze Bau zusammengefügt heranwächst zu einem heiligen Tempel im Herrn, indem auch ihr miterbaut werdet zu einer Wohnung Gottes im Geist.»

Ausdrücklich findet sich das Wort vom allgemeinen Priestertum im Neuen Testament aber nur 1. Petrus 2, 9: «Ihr aber seid ‚das auserwählte Geschlecht, die königliche Priesterschaft, das heilige Volk, das Volk des Eigentums, damit ihr die herrlichen Taten dessen verkündigt‘, der euch aus der Finsternis zu seinem wunderbaren Licht berufen hat» (Zwingli-Bibel 1931).

<sup>67</sup> Verh., 5. Juli 1831, S. 223.

<sup>68</sup> Verh., 2. Juli 1840, S. 418.

Als die bedeutendsten Reformatoren stellt Tanner dem Rate aber nicht etwa Luther oder Zwingli vor, sondern Melanchthon und John Knox – weil sie «niemals Priester» gewesen seien. Luther kann er das «mönchische», also nicht auf das weltlich-praktische Leben bezogene Vorleben nicht vergessen, obwohl gerade für Luther das allgemeine Priestertum eine zentrale Bedeutung erlangte.

In diesem Sinne ist es zu verstehen, wenn er dem Bibelübersetzer auf der Wartburg im unverkennbaren Ton des Idealisten wie folgt am Zeug flickt: «Es ist doch etwas ganz anderes, die Bibel, diese geschichtlichen Urkunden einer merkwürdigen Zeit [sic!], mit freiem Weltsinn als in mönchisch-asketischem Geiste aufzufassen. So übersetzt Luther irgendwo *macrothymia* (*Μακροθυμία*) mit dem matten ‚Gedult‘. Würde es sich an der Stelle um ein Dulden handeln, so wäre es das Dulden und großmütige Übersehen der Schwächen und Beleidigungen anderer, und Langmut wäre, wie schon wortgetreuer, eher am Platze. Ich aber würde vollends wortgetreu und zugleich allgemeiner sagen: großer Sinn, große Gesinnung, Großsinnigkeit (im Gegensatz kleinlichen Sinnes).»<sup>69</sup>

Der so schrieb, hatte eben seine große Lebenskrise heil bestanden. Die erste Frau war ihm Ende September 1836 nach langem Leiden gestorben. Die unmittelbar danach einsetzende Werbung um die zukünftige war ein stetes Hoffen und Bangen gewesen. Und als endlich die Zustimmung erfolgt war, wurde das neue Glück durch eine häßliche Intrige, hinter der Tanner politische Ranküne vermutete, getrübt. Zu obigem Zeitpunkt aber hatte sich alles dennoch zum Guten gefügt.

Diese besondere Lebenslage ist wichtig, wenn nun der Biograph versucht, Tanners religiöse Entwicklung weiter zu verfolgen. Hier hinein fällt nämlich das Erscheinen von Strauß' *Leben Jesu* in der ersten Fassung. Tanner beschaffte sich das zweibändige Werk am 1. Januar 1836. Es ist anzunehmen, daß er es sehr ernsthaft studierte. Neben dem Studierzimmer lag seine Frau, wie er wußte, todkrank. In der Begegnung mit dem Tod mußte die romantische Vorliebe für das Abseitige erregt werden. Die politische Aktivität blieb zu diesem Zeitpunkt auf ein Minimum beschränkt, so daß sich der Großrat Tanner erst recht in seiner Studierstube oder in seinem Münzkabinett verpuppen konnte.

Bisher war bei Tanner eher das rein Vernunftmäßig-Kriegerische des Idealismus an der Oberfläche gewesen. Sein Christentum war ein reiner

<sup>69</sup> An Maria Seiller, 26. April 1837; VIII, 18.

Denkglaube gewesen in dem Sinn, daß sich der vernünftige zur sittlichen Vollkommenheit berufene Mensch durch das beispielhafte Leben des historischen Jesus bestärkt gesehen hatte. Zwei Werke in der Bibliothek zeigen, daß er sich sehr für die Erforschung des Lebens Jesu interessiert hatte: Karl Dietrich Hüllmanns, *Staatsverfassung der Israeliten*<sup>70</sup> und Johann Friedrich Röhrs *Palästina, oder historisch-geographische Beschreibung des jüdischen Landes zur Zeit Jesu*<sup>71</sup>. Diese Bücher müssen in Zusammenhang mit der Forschung Karl Ritters gebracht werden, dessen Werk *Die Vorhalle Europäischer Völkergeschichten vor Herodotus*<sup>72</sup> ebenfalls in Tanners Büchergestell stand. Für Ritter waren Geographie, Naturgeschichte und Geschichte gleichgesinnte Schwestern, keine von der andern zu trennen. Die Geschichte eines Volkes zu erzählen, ohne den Boden zu kennen und zu schildern, auf dem diese sich abgespielt, war ihm unmöglich.

Strauß erklärte nun das ganze Forschungsunternehmen über das Leben Jesu überhaupt für undurchführbar. Er brach mit der Meinung, daß es möglich sei, durch Denken und Betrachten der historischen Erscheinung, Jesus von Nazareth einen qualitativen Höchstwert, Einzigartigkeit und Absolutheit zuzuschreiben. Jesus war für Strauß ein edler, geistvoller Schwärmer<sup>73</sup>. Auf die Frage, die ihn allein interessierte, nämlich wie denn die evangelische Erzählung entstanden sei, fand er den Mythos, die bloße Einkleidung der Jesus-Idee als messianische Erwartung in die Geschichte. Man mußte nur diese Idee haben. Der historische Kern, den Strauß nie bestritt, war unwichtig. Der Glaube an Christus entstand wie der Glaube an Gott: durch Postulate.

In Tanners Reaktion trat deutlich der romantisch-mystische Zug des deutschen Idealisten hervor. Sein Freund Rochholz berichtet, wie er sich – «namentlich seit dem Erscheinen von Strauß' *Leben Jesu*» – «theosophischen Herzensvertiefungen» ergab<sup>74</sup>. Auf den Kontoblättern bei Sauerländer zeigen sich nun die Namen Justinus Kerner, Gotthilf Heinrich Schubert und August Wilhelm Schlegel. In einem Brief ist auch Jung-Stilling erwähnt.

<sup>70</sup> KARL DIETRICH HÜLLMANN, *Staatsverfassung der Israeliten*, Leipzig 1834.

<sup>71</sup> JOHANN FRIEDRICH RÖHR, *Palästina, oder historisch-geographische Beschreibung des jüdischen Landes zur Zeit Jesu*, 6. Aufl., Zeitz 1831.

<sup>72</sup> KARL RITTER, *Die Vorhalle europäischer Völkergeschichten vor Herodotus*, Berlin 1820.

<sup>73</sup> BARTH, S. 513.

<sup>74</sup> Rochholz an Erwin Tanner, 8. April 1888; StadtAA, FA Tanner.

Justinus Kerner beschreibt in der *Seherin von Prevorst* – Tanner besaß das zweiteilige, 1829 erschienene Werk – das Verhalten einer Sombambulen, die im Hause des Dichters wohnte. Auch mit der *Geschichte der Seele* von Gotthilf Heinrich Schubert<sup>75</sup> wurde Tanner in die «Nachtseite» der menschlichen Natur eingeführt. Schubert ist der Meinung, daß jedes gegenwärtige Wesen schon den Keim eines zukünftigen in sich trage, der sich besonders in Zuständen, die vom gesunden Leben abwichen, bemerkbar mache. Er berichtet von Metamorphosen einzelner Menschen kurz vor dem Sterben. Tanner erwarb das Buch am 20. April 1836, zu der Zeit also, als sich der Zustand seiner Frau zusehends verschlimmerte.

Ein paar Monate nach ihrem Tode schreibt Tanner, daß Landammann Wieland, sein Freund, mit ihm übereinstimme, daß die «sinnlichen Anzeichen», die er wahrgenommen habe, der verstorbenen Frau zuzuschreiben seien als «Bestrebungen der entkörpernten Seele, mir ihre Anwesenheit und Teilnahme an meinem Schicksal zu bezeugen».<sup>76</sup> Tanner begann in dieser Zeit die Vorbereitungen zu einem eigenen Werk über die Unsterblichkeit der Seele, welches dann allerdings nicht zustande kam.

In einem eigentümlichen Licht steht diese Unternehmung durch die besonderen Verhältnisse um die beiden Frauen. Beide hießen mit Vornamen Maria, die ältere mit dem ersten noch Anna. Die lebende war die Nichte der toten. Beide stammten aus Schaffhausen. Hier mußte die dem romantischen Exzentriker innewohnende Bereitschaft, dem Zufälligen höhere Bedeutung zuzumessen, genügend Anlaß finden. Tanner berichtet, die erste Frau habe auf ihrem Sterbelager «den Namen ‚Marie‘ als den Grundgedanken ihrer Seele verschlossen in einem Papierchen» an ihn übergeben<sup>77</sup>. Er dichtet:

*Begrüßung (49)*

Dein Auge brach! Du sprachst zuvor,  
Du, Liebe selbst: «Geh hin und liebe!»  
Daß bar der Liebe nichts mir bliebe,  
Ersahst du hell am Grabestor.

<sup>75</sup> GOTTHILF HEINRICH SCHUBERT, *Die Geschichte der Seele*, 2 Bde., 2. Aufl., 1833 (o. Ausgabeort).

<sup>76</sup> An Maria Seiller, 30. März 1837; VIII, 18.

<sup>77</sup> An Albertine Deggeller, 24. Okt. 1836; VIII, 9 i.

Du bist nicht tot, du schläfst auch nicht;  
Dem Auge nur bist du entschwunden;  
Vielleicht hast du dich eingebunden  
Als Gast ins Herz, das zu dir spricht.

Das Geistige hat raschen Zug,  
Den Fernen auch vermags zu klingen, –  
So laß uns denn dies Grüßlein bringen, –  
Im Liede ich, und du im Flug!

Die Gedichtausgabe von 1837 wollte Tanner den «beiden Marien» widmen. Er stieß aber auf die Scheu der lebenden.

In der weihevollen Verehrung für die beiden Frauen schwingt auch etwas vom Marienkult der Romantik mit, die überhaupt die Hinneigung zum Katholizismus in Mode brachte. In diesem Zusammenhang sei das folgende Gedicht aus dieser Zeit gesehen:

*Die Nonne im Sarge (40)*

Vom Chore wird der Sarg getragen,  
Im Schiffe bleibt er mitten stehn;  
Die sanften, toten Züge sagen:  
Dir, Herz, ist ach! so wohl geschehn.

Sie schlummert, gleich der Frühlingsblüte  
Vom winterlichen Frost erfaßt,  
Ein Rosenbild von Gram und Güte  
Am kühlen Strahl des Monds erblaßt.

Man murmelt nun die alten Lieder,  
Es wäre viel Gefühl darin!  
Doch diese trocknen Augenlieder  
Bezeugen, weh! den stumpfen Sinn.

Nur von den Schwestern einzig eine,  
Wie die Entschlafne, schön und bleich, –  
Sie schaut hinaus mit feuchtem Scheine  
In dies erschloßne Schmerzen-Reich.

Und wie sie bangt und wie sie weinet,  
Beweinet sie die Tote nicht;  
Sie weint zum Sterne, welcher einet:  
Ich bin's, o Stern! Vergiß mein nicht!



Mit Jung-Stilling sieht Tanner die Zeit der Aufklärung, diese «freche Zeit», beendet «zugunsten einer tiefern, edlern Weltansicht». Dieser Ansicht komme, so schreibt er in einem seiner Werbebriefe, auch Leroux' Buch *Du bonheur* trefflich zustatten. Tanner war in einer Rezension darauf gestoßen<sup>78</sup>. Leroux wird vom Rezensenten als ein Unbekannter behandelt, der ohne Zweifel der romantischen Schule angehöre. Er sei ein befremdendes Gemisch von Philosophie und Nicht-Philosophie, von Christentum und Nicht-Christentum, von kühner Denk- und Ausdrucksweise, von Irrtum und Schwäche gleichzeitig.

«Aber vernehmen Sie», schreibt Tanner, «wie der Mann Werden und Sterben bezeichnet: ‚Emersion d'un état antérieur et immersion dans un état futur, voilà notre vie‘. Gerade als Romantiker aber, d.h. als Vertreter des jüngern und jüngsten Geschlechts in Frankreich, ist mir dieser Mann wichtig; denn gerade in dieser seiner Eigenschaft gibt er gewichtiges Zeugnis von dem auffallenden, tiefen Umschwung in den Köpfen und Herzen der Franzosen, die also nun ebenfalls, wie schon die Deutschen es getan, aus der Flachheit heraustreten, und endlich Dasein an eine höhere, konkret wirkende, d.h. die einzelne Seele leitende und beseelende Weltordnung angeknüpft erkennen.»<sup>79</sup>

Obwohl Tanner hier nur eine Zeitrichtung beurteilte und auf Leroux nicht weiter einging, so wird er sich doch auch sehr für das buddhistische Element in Leroux' Theorie interessiert haben. In seiner Bibliothek stand nämlich auch die *Bhagavad-Gita*, jener berühmte Teil des indischen Nationalepos *Mahabharata*,<sup>80</sup> in der kritischen Übersetzung von August Wilhelm Schlegel. Und für die KBA betrieb Tanner die Anschaffung mehrerer indischer Werke, z. B. des *Vaischeschika*, das sich mit Metaphysik und Naturphilosophie befaßt<sup>81</sup>. Von seinem väterlichen Freund, dem Freiherrn von Laßberg, angeregt, hatte sich Tanner schon vor 1830 an das Studium des Sanskrit gemacht. 1825 hatte er Grammatik und Lernanleitung zu dieser Sprache bezogen und schon bald an von Laßberg geschrieben: «Die indische Literatur möchte ich keineswegs versäumen».<sup>82</sup>

<sup>78</sup> Die Rezension befindet sich im Juniheft 1836 der *Bibliothèque universelle de Genève*; ein Werk *Du bonheur* von LEROUX konnte nicht ausfindig gemacht werden.

<sup>79</sup> An Maria Seiller, 11. Dez. 1836; VIII, 18.

<sup>80</sup> s. STÖRIG, S. 61.

<sup>81</sup> ders., S. 61 f.

<sup>82</sup> An Laßberg, 2. Febr. 1830; V. 13.

Den Reichtum der indischen Welt kannte Tanner sicher auch aus Goethes Werk<sup>83</sup>. Zwar mochte er Goethe während seiner Studienzeit wegen dessen Haltung in den Befreiungskriegen noch als «politischen Apathiker»<sup>84</sup> verachtet haben. Als Freund des Goethe-Forschers Ignaz Edward Dorer lernte er ihn immer besser kennen. In der Bibliothek Dorers, die weitherum berühmt war und viel besucht wurde, konnte er neben sämtlichen Werken auch Sekundärliteratur benützen, z.B. die Schriften des Goethe-Biographen Viehoff.

Dorer verehrte Goethe kultisch, und er suchte ihn auch durch eigene Arbeiten bekanntzumachen. In Dorers Haus verkehrte auch Frédéric Soret, der als Erzieher des Prinzen Alexander von Sachsen-Weimar die persönliche Zuneigung Goethes erworben hatte und dann später die Farbenlehre übersetzte<sup>85</sup>. Tanner tauschte mit Soret Münzen, allerdings auf Vermittlung Landamman Wielands, der den Genfer Abgeordneten an der Tagsatzung in Zürich auf die orientalischen Schätze in Tanners Sammlung aufmerksam gemacht hatte<sup>86</sup>.

In seiner Wendung zur religiösen Innerlichkeit wurde Tanner auch von der natürlichen Frömmigkeit seiner Braut bestimmt. Wenn er in den Werbebriefen ihre «edle Weiblichkeit» und ihr «stetes Bündnis mit Gott» anruft, mögen einem Novalis und seine Sophie von Kühn in den Sinn kommen, wenn der Vergleich auch wenig hält. Tanners Geliebte war eine gereifte und gebildete Frau, ein Gegenüber, nicht ein mehr oder weniger schwachsinniges zwölfjähriges Mädchen wie Sophie von Kühn. Und Tanner fand durch eine lebende Geliebte, nicht durch eine tote wie Novalis, ganz zu seiner Dichtung. Tanners Liebe läuft eher auf Wertschätzung hinaus: er ist ja der bürgerliche Romantiker, von dem noch zu sprechen sein wird.

In der Zeit der Brautwerbung verbrachte Tanner auch viele Stunden im religiösen Gespräch auf dem kleinen Landhaus des Schaffhauser Münsterpfarrers Maurer, der sich dann während der Verleumdungskampagne bei der Verwandtschaft der Braut sehr für seinen neuen Freund einsetzte. Maurer versuchte, ihm den «philosophischen Christus» noch ganz auszutreiben. Er solle doch, so schreibt er einmal, einen Herrn

<sup>83</sup> 1835 bezog Tanner Goethes sämtliche Werke in einer 55bändigen Taschenausgabe.

<sup>84</sup> PAGENSTECHER, S. 67.

<sup>85</sup> s. SCHOLLENBERGER, S. 81–91.

<sup>86</sup> Im Nachlaß befinden sich 2 Briefe Sorets an Tanner, 4.März 1844; I, 177, und 7.März 1845; I, 199.

der Gnade einfach glauben und vom Umweg des bloßen Denkglaubens abkommen. Er habe doch selbst einmal bezeugt, daß auch er sich nach dem Frieden sehne, der höher sei als alle Vernunft<sup>87</sup>.

Dieser Brief datiert einen guten Monat vor dem Züriputsch. Maurer hatte einen der «Strauß-Männer», Melchior Hirzel, schon im April 1839 als einen «gutmütigen Phantasten» bezeichnet. Sei doch das Volk weder intellektuell noch moralisch für den Denkglauben empfänglich. Er jedenfalls, so berichtet der Pfarrer, habe sich nach der frostigen Lektüre des *Leben Jesu*, diesem «gelehrten Machwerk», mit Klopstocks *Messias* wieder zu erwärmen versucht<sup>88</sup>.

Im folgenden sei noch vom neueren Reformkatholizismus die Rede, der Tanners inneren religiösen Bedürfnissen ebenfalls entgegenkam, sowie er sich auch auf seine kultur- und kirchenpolitische Haltung stark auswirkte.

Tanner besaß Bischof Sailers Übersetzung des *Buches von der Nachfolge Christi* von Thomas a Kempis. Es galt als eigentliches Handbuch über das innerlich-geistliche Leben des Mittelalters. Und Sailer war sehr beeinflußt von der idealistisch-romantischen Richtung. Er forderte eine Vertiefung des kirchlichen Lebens im Sinne einer mystischen Erlebnisfrömmigkeit, deren Ziel die anschauende und genießende unmittelbare Einigung mit Gott war.

Gleich neben der *Nachfolge Christi* mochte im Bücherregal wohl auch das *Heliandslied* (in der Ausgabe von J. Andreas Schmeller) gestanden haben, das in Tanners Konto ebenfalls verzeichnet ist. Tanner liebte die altsächsische Evangelienharmonie wahrscheinlich wegen der erlebnisinnigen Art, in der die christlichen Inhalte dem eben bekehrten Sachsenvolk nahegebracht werden. Über die Erlebnisart hinaus mochte den Dichter und Philologen Tanner auch die Stilfrage beschäftigen: Der unbekannte Autor entnimmt seinen Wortschatz dem heroischen Gedicht; Jesus tritt z. B. als irdischer Gefolgschaftskönig, seine Jünger als adlige Vasallen auf. Der «Deuschtümmler» mochte dabei auch an die «Germanisierung des Christentums» denken und sich der Worte Fichtes vom deutschen Ur- und Menschheitsvolk erinnern<sup>89</sup>.

Auf Tanners Interesse an der Beziehung zwischen Christentum und

<sup>87</sup> Maurer an Tanner, 5. Aug. 1839; IV, 31.

<sup>88</sup> Maurer an Tanner, 9.–12. April 1839; IV, 25.

<sup>89</sup> vgl. *Kindlers Literatur Lexikon*, Bd. 3, S. 1605 f.

Sprache weist auch ein Werk Heinrich Georg von Raumers hin<sup>90</sup>. Und die Welt- und Kunstanschauung seines Freundes Amsler bewegte sich ganz in einem Raum von Urchristentum, Urgermanentum und der heiligen Kaiseridee der deutschen Nation. Amslers letzter Stich und zugleich sein Hauptwerk, gearbeitet nach einem Gemälde des Nazareners Overbeck, hieß *Der Triumph der Religion in den Künsten oder das Magnificat der Kunst*.

Der geschichtskundige Katholik Sailer wehrte sich im übrigen gegen den kirchlichen Primatsanspruch in der vatikanisch-kurialen Gestalt: für ihn war dieser Anspruch ein reiner Rechtsanspruch, gegründet auf geschichtliche Fiktionen. Noch viel mehr wehrte sich Sailer gegen die jesuitische «societas perfecta», die auch die Kirche selbst als eine geschlossene rechtliche Einheit und nicht mehr als ein nach oben «offenes System» verstand<sup>91</sup>. In solch liberalem Geiste strebte Ignaz Heinrich von Wessenberg nach einer Wiederherstellung der bischöflich-landeskirchlichen Ordnung. Es sollte eine durchgreifende Reform des gesamten geistlichen und gottesdienstlichen Lebens geschehen. Wessenberg verdeutschte Gesang und Ritual und spendete die Sakramente und bestimmte Teile der Heiligen Messe in der Landessprache.

Tanner kannte diese Bestrebungen, als er um 1826 drei lateinische Brevier-Hymnen ins Deutsche übertrug. Auch sein Dichtermentor Adolf Ludwig Follen hatte schon 1819 mittelalterliche Kirchenlieder übersetzt und sie der «Frysinnigen teutschen Christgemeinde und ihrem Sänger Ludwig Uhland» gewidmet<sup>92</sup>. Dann mochte Tanner auch die geistliche Lyrik der zeitgenössischen protestantischen Theologen Karl Rudolf Hagenbach und Friedrich Oser kennen<sup>93</sup>.

Tanners Absicht als Protestant war es nun, den nüchternen Gottesdienst seiner Konfession etwas feierlicher zu gestalten. Das «reine Gemüt» und der «kräftige Entschluß für die Sittlichkeit»<sup>94</sup> sollten die reformierte Kirche, die er seit ihrem Bündnis mit der Staatsgewalt mehr und mehr sich verhärten sah, von innen heraus erneuern. In der Vorrede zu seinen Gedichten von 1826 schreibt er: «Schon Arndt und Spener

<sup>90</sup> HEINRICH GEORG VON RAUMER, *Die Einwirkung des Christentums auf die althochdeutsche Sprache*, Stuttgart 1845.

<sup>91</sup> KÜRY, S. 25–27.

<sup>92</sup> s. WECHLIN, S. 49.

<sup>93</sup> s. JENNY, S. 131–133.

<sup>94</sup> Verh., 2. Juli 1840, S. 369.

haben wohl gefühlt, daß in unserer Darstellung sich eine Lücke befinde, und aus dieser Lücke erwachsen täglich die im Gefühl unbefriedigten Frömmel und die sie mißbrauchenden Hallerianer; diese Lücke ist es auch, welche sich die Jesuiten, jene heftigsten aller Parteifanatiker, zur Bresche ersehen.»<sup>95</sup>

Tanner wollte also die gefühlsmäßige Erneuerung seiner Kirche, um der Restauration und um dem geheimbündlerischen Schwärmertum zu begegnen, das er seit den Umtrieben der Baronin von Krüdener im Aargau kannte<sup>96</sup>. Und dann hoffte er sich mit den Reformern von der andern Seite, mit allen «edleren Naturen»<sup>97</sup> im Katholizismus, zu treffen. Eine von urchristlichem Geist erfüllte Kirche sollte gegen den gemeinsamen Feind, «die Verdümpfung des Sinns zugunsten eigennützi-ger Leitung des öffentlichen Lebens»<sup>98</sup> kämpfen. Dieser Feind war die alte Kirche und der alte Staat.

Das reformierte Bekenntnis sei eigentlich vom katholischen nicht weit entfernt, meint Tanner einmal im Großen Rat anlässlich der Debatte um die konfessionelle Trennung im Jahre 1840: «Beide Teile unserer Bevölkerung haben eigentlich das gleiche Glaubensbekenntnis, wir haben einen Gott und den *gleichen* Christus, die Protestanten weichen nur darin von den Katholiken ab, daß sie gegen die allzugroßen Anmaßungen der Kirchengewalt sich erhoben und derselben sich widersetzt haben. Deswegen heißen sie auch Protestanten, und sie haben nicht gegen die katholische Religion protestiert, sondern nur gegen die in der Kirche waltenden Mißbräuche und die über Gebühr große Kirchengewalt. Wir haben auch den Namen Reformierte, weil die Protestanten seiner Zeit erklärt haben, daß sie das ökumenische Konzilium festhalten und ökumenische Christen seien. Ich stimme zu dem Namen, reformiert, weil man einen Schritt weiter getan hat, während die Katholiken zurückgeblieben sind. Zum Beispiel, daß man sich den Katholiken nicht geradezu entgegenstellen wollte, dient die Tatsache, daß man über ein Jahrhundert lang von einer reformiert-katholischen Kirche gesprochen hat, wie auf einem in Zürich herausgekommenen Predigerbuche zu lesen ist, welches auf dem Titel erklärt, daß es von einem Diener der reformiert-katholischen Kirche geschrieben sei. Die Reformierten sind also

<sup>95</sup> Gedichtausgabe 1826, S. 12

<sup>96</sup> s. PROPST, S. 72–87.

<sup>97</sup> Gedichtausgabe 1826, S. 7.

<sup>98</sup> Ebenda.

diejenigen, welche die Hand zu einer echt christlichen ökumenischen Verbrüderung gereicht.»<sup>99</sup>

Die Formel «evangelisch-katholisch» findet sich auch bei Zschokke, der Wessenberg gerne als Patriarchen einer derartigen Kirche gesehen hätte<sup>100</sup>. Von der Erneuerung der katholischen Kirche ist ebenfalls die Rede im Briefwechsel, den Tanner mit dem Pfarrer von Mumpf und späteren Stiftspropst in Rheinfelden, Josef Anton Vögelin, unterhielt. «Ach – käme Christus zurück», klagt Vögelin einmal, «und sähe unter viel anderem auch unsere Beichtstühle – wie müßte er die Geißel wieder schwingen!»<sup>101</sup> (s.S.179).

Vögelin war ein besonders enger Freund Tanners, Pate seines Sohnes und Überwacher von dessen Bildungsgang, überhaupt der väterliche Freund der Familie nach Tanners Tod<sup>102</sup>. In Vögelins Pfarrhaus in Mumpf verkehrten manche der «freisinnigen Katholiken», wie Tanner die Leute nannte, die in der Mitte der dreißiger Jahre ein von der Kurie entbundenes Presbyterialsystem anzustreben begannen<sup>103</sup>. Einer davon, Augustin Keller, schreibt darüber einmal an Josef Sebastian Anton Federer: «... Wir hatten gestern Kirchenrat ... Vögelin sagte hernach bei Tische: ‚Wir kämpfen noch ein Jahr, und wird unsern Forderungen von der Kurie nicht billige Rechnung getragen, so proklamieren wir mit den zwölf urapostolischen Glaubensartikeln gegenüber der römisch-oder päpstlich-katholischen eine *evangelisch-katholische* Kirche. Wer dann hat, der hat!‘ Und so muß es werden, und wenn es nicht geschieht, so stampfen wir immer nur Dreck, oder kneten, wenn wir’s fein treiben,

<sup>99</sup> Verh., 2. Juli 1840, S. 368.

<sup>100</sup> vgl. HEINSIUS, *Krisen katholischer Frömmigkeit*, Berlin 1925, S. 56; n. VISCHER, Rauchenstein, S. 68, Anm. 176.

<sup>101</sup> Vögelin an Tanner, 4. April 1849; II, 188.

<sup>102</sup> Im Nachlaß sind 14 Briefe Vögelins aus den Jahren 1835–49 erhalten; über Vögelin ist sehr wenig bekannt, im *Biographischen Lexikon des Aargaus* ist er nicht berücksichtigt; erwähnt wird er von KARL SCHRÖTER, Die Pröpste des Collegialstiftes St. Martin in Rheinfelden, in *Beilage zum Schlußbericht über die Schulen in Rheinfelden während des Schuljahres 1860 auf 1861*, Frick 1861, S. 13; dann bei KARL SCHIB, *Geschichte der Stadt Rheinfelden*, Rheinfelden 1961, S. 351; im Archiv der Martinskirche Rheinfelden ist ein Brief Vögelins vom 27. Dez. 1848 an den damaligen Rheinfelder Stadtpfarrer Villiger erhalten; n. einer freundlichen Mitteilung von Bezirkslehrer ARTHUR HEIZ, Rheinfelden; in zwei weiteren Briefen Vögelins ist Tanner erwähnt: Vögelin an Aug. Keller, 29. Aug. 1838; StAA, Nachlaß Keller; und Vögelin an Josef F. Wieland, 6. Nov. 1848; StAA, Nachlaß Wieland.

<sup>103</sup> s. Verh., 2. Juli 1840, S. 368, und Brief an Maria Seiller, 15. Jan. 1837; VIII, 18.

am Ende höchstens *alten* Lehm, um *neue* Einsiedler Muttergöttesli zu backen. Das ist nichts! Aber das Evangelium in der Hand, und seine beseelende Kraft im Herzen und Leben, das, mein Lieber, ist etwas. Und dieses Etwas muß endlich einmal im Kampfe um das Heiligste zu Ehren kommen. Da, Ihr Priester, ist Euere Rechtsame, Würde und Person, da die Würde und Wirksamkeit unser Aller gegen jeden Blitz des Vatikans, der nun einmal im Sturze begriffen ist, allein unverbrüchlich garantiert ...»<sup>104</sup>

Keller präsiidierte am 14. Juni 1873 in Olten die erste christkatholische Nationalsynode, und am 18. September erlebte Rheinfelden, die Hochburg des Fricktaler Josephinismus, die Bischofsweihe des ersten schweizerischen christkatholischen Bischofs.

Die Kräfte, welche bei einer konfessionellen Einigung frei werden mußten, sahen nun die liberalen Reformpolitiker ihrem neuen Einheitsstaat zukommen. Und der Patriotismus wiederum sollte helfen, die konfessionelle Polarität zu überwinden. Gerade im Aargau kämpften tatsächlich viele Katholiken in vorderster Front für eine radikale Kulturpolitik. Bei dieser Wechselwirkung von kirchlichem und staatlichem Reform- und Einheitseifer war der Impuls vom Staat her wohl stärker. Daß dies auch bei Tanner so war, mag allein schon der Ausspruch im Großen Rat beweisen: er wüschte eigentlich ein drittes Bekenntnis, z.B. das griechisch-katholische, weil dann über die kirchlichen Verhältnisse zugunsten des Staates viel eher ein Ausgleich stattfinden könne<sup>105</sup>.

Als staatlicher Beobachter saß Tanner denn auch von Anfang an im protestantischen Kirchenrat. Er wurde im Juli 1831 hineingewählt und seither bis 1846 periodisch bestätigt<sup>106</sup>. Wie das Protokoll zeigt, glaubte er, sich hier einer größeren Aktivität enthalten zu können: Er tritt nur ein Mal auf, als Berichterstatter über einen Streit in Windisch in Sachen Schul- und Kirchengut<sup>107</sup>. Er hielt den Kirchenrat für ein «frommes Puppenspiel eines sehr unschädlichen Kirchentums».<sup>108</sup>

In kirchlichem Zusammenhang Interessanteres ist aus dem Kantons-

<sup>104</sup> Aug. Keller an J.S.A. Federer, 1. Okt. 1835; n. VISCHER, Rauchenstein, S. 68, Anm. 176.

<sup>105</sup> Verh., 2. Juli 1840, S. 367.

<sup>106</sup> Prot. Kl. Rat, 28. Juli 1831, S. 393, § 44.

<sup>107</sup> Prot. protest. Kirchenrat, 20. Jan. 1835.

<sup>108</sup> An Kas. Pfyffer, 23. Okt. 1838; ZBL.

schulrat bekannt. Hier veranlaßte Tanner zusammen mit seinem Freunde Oehler eine Untersuchung über die «Deutschen» an der Kantonsschule, die als religionsfeindliche «Lehrer der Politik» heftig kritisiert und von einem ihrer Kollegen (Dr. Mager) in einen heftigen Federkrieg verwickelt wurden<sup>109</sup>. Das Resultat der Erhebungen lautete dann in dieser Hinsicht negativ.

Darauf erschien ein Artikel in der NZZ, eingesandt von einem «freisinnigen Bürger aus dem Aargau», der solche Tendenzen durch die Mitte April durchgeführten Maturitätsprüfungen (1843) erwiesen sah: «In dem Religionsexamen für die evangelischen Schüler», erzählte der Artikelschreiber, «wählte der Abgeordnete des Tit. Kantonsschulrates (Hr. Kirchenrat und Pfarrer Schmied auf Staufberg) zum Thema der Bearbeitung den Unterschied der Lehrbegriffe des Apostels Paulus und Johannes. Ein Schüler der zweiten Klasse soll nun seine schriftliche Arbeit (ohne seinen Namen darunter zu setzen) ungefähr in dem Sinne begonnen haben, es stecke hinter der ganzen Sache (dem Christentum!?) eigentlich nichts, und wo nichts sei, da habe der Kaiser das Recht verloren; dennoch, weil die Aufgabe einmal gestellt sei, wolle er sich daran machen. Sodann habe er zuerst den einen, dann den andern Apostel zurechtgesetzt und ihnen gezeigt, daß sie leere Versprechungen, unbegründete Verheißungen machen und dergleichen. Der Herr Abgeordnete, über diese freche, grundlose Absprecheri nicht nur erzürnt, sondern auch im Innersten ergriffen, da der Abgrund, an dem unsere Schule und Schüler stehen, ihm so plötzlich vor die Augen trat, ließ den betreffenden Schüler in Gegenwart von drei Klassen erscheinen und verwies ihm mit ernster Zusprache seine Leichtfertigkeit und zugleich seine Unverschämtheit, am öffentlichen Religionsexamen öffentlich ihm, dem geistlichen Abgeordneten, gegenüber eine solche Sprache zu wagen ...»

Auffallender, fährt der Autor fort, seien zu gleicher Zeit einige Arbeiten solcher abgehender Schüler gewesen, welche die Maturitätsprüfung eben bestanden hätten. So habe es in einer Arbeit geheißen: dem deutschen Volke sei durch das Christentum das edelste seiner Güter geraubt worden. Dann sei der Ausdruck: christliche Borniertheit sehr geläufig vorgekommen. Diese Arbeiten seien nun von einem deutschen Lehrer korrigiert, die betreffenden und andere ähnliche Stellen ungerügt ge-

<sup>109</sup> Prot. Kantonsschulpflege, 23. März 1843; s. SB, 28. Febr., 11. und 14. März 1843, Nrn. 25, 30 und 31.



lassen und mit dem ausdrücklichen Beisatz, die Fakta und Behauptungen seien richtig, versehen worden. Ein im Aargau hochgestellter Mann, Herr Obergerichtspräsident Tanner, habe hierauf mit eigener Hand jene oben berührten Stellen unterstrichen und am Rande seine Mißbilligung ausgesprochen.

Der Artikel endet mit der Forderung, jener deutsche Lehrer müsse entfernt werden, sonst werde unweigerlich eine Krise entstehen, in der sich dann allerdings alle Parteien und Konfessionen vereinigen würden im Kampfe gegen den «Fanatismus des Unglaubens», wie er trefflich genannt werde. Man wolle zwar das Stündchenwesen im Aargau nicht, aber auch nicht, daß der hyperrationale Unglaube ex cathedra wirke<sup>110</sup>.

Die Schulpflege sah sich nach diesen Vorkommnissen aber nicht veranlaßt, die Ausweisung von Professor Rochholz – gegen ihn war der Angriff gerichtet – zu betreiben. Diese large Haltung wurde vom aargauischen Generalkapitel heftig getadelt<sup>111</sup>. Aber auch als es später Rochholz vorwarf, er habe die Biographie Zinzendorfs von Varnhagen von Ense<sup>112</sup> mit den Schülern gelesen, sah der Schulrat darin kein Vergehen und wies darauf hin, daß dieses Werk als Privatlektüre zur Verfügung gestanden habe<sup>113</sup>.

Tanner tadelte zwar allzu brüskierende Zweifelsäußerungen gegenüber der christlichen Lehre und suchte die öffentliche Aufregung zu beschwichtigen. Nie hätte er aber wegen Glaubens- und Kirchendingen einer Strömung der öffentlichen Meinung stattgegeben und einen Freund fallenlassen.

Er selbst wurde kaum mehr von der materialistischen Bise angehaucht, die einem aus jenen Maturaaufsätzen doch entgegenzukommen scheint. Wie es sich dabei mit Tanners Sohn, dem Aarauer Stadtammann, verhält, wenn man annimmt, daß sich die religiöse Begabung und der Hang zur Schwermut des Vaters auf ihn übertrug, ist schwer zu sagen. Es ist einfach festzustellen, daß Erwin Tanner Selbstmord beging. Als bloßes Faktum ist noch anzufügen, daß ihm die Ehe versagt blieb, so daß mit ihm die ganze Sippe im Mannesstamm ausstarb<sup>114</sup>.

<sup>110</sup> NZZ, 25. April 1843, Nr. 115.

<sup>111</sup> s. NAZ, 16. Dez. 1843, Nr. 100.

<sup>112</sup> K. A. VARNHAGEN VON ENSE, *Leben des Grafen von Zinzendorf*, Berlin 1830.

<sup>113</sup> Prot. Kantonsschulrat, 17. Jan. 1844.

<sup>114</sup> PAUL ERISMANN, *Die Aarauer Stadtammänner und Stadtschreiber von 1803 bis 1861*, Separatdruck aus dem *Aargauer Tagblatt*, Aarau 1962.

Neben dieser Tatsache des Junggesellentums seien die folgenden Bekenntnisse des Vaters aus der Brautwerbezeit ohne weitere Interpretation einfach hingestellt. Bei dem einen steht der Entscheid der Umworbene unmittelbar bevor, beim andern muß sich Tanner mit einer – vorläufigen – Niederlage abfinden: «Viele Menschen halten das Leben für ein Glück und mit Recht, insofern es in das allgemeine wundervolle Räderwerk genießend und wirkend eingreift. Mein Leben hingegen, wie sich dasselbe gestalten zu wollen scheint, kann nicht mehr zu viel Nutzen sein, und so behalte ich es denn auch nur als eine gehalt- und wertlose Münze in der Tasche.»<sup>115</sup>

«Auf mich selber zurückgeworfen, erschauere ich mich stets als denjenigen, der seinen Trieb nach Liebe in der hohen seelischen Bedeutung des Wortes hier nicht befriedigen soll. Durch mein ganzes Leben zieht sich der dunkle Faden unbefriedigter Sehnsucht, obwohl mir an der Seite der Seligen häusliches Glück nicht minder blühte; denn die wahrste Freundschaft kam beiden gleichzeitig für Liebe zustatten.» Er habe seine Hoffnungen auf die Umworbene bereits aufgegeben, meint Tanner weiter: «Es ist dies stets meine Art, ich fürchte und hasse nichts mehr als Hoffnungen, ja ich fürchte und hasse nichts mehr als mein Leben, das mir doch nichts bieten wird als Schwächen und Unvollkommenheiten in mir, trügerische Schimmer außer mir.»<sup>116</sup>

Im gleichen Tone dichtete Tanner:

*Schmerz und Entsagen (147)*

Mein Gott, des Glücks begehrt' ich nicht,  
Ich weiß, ich muß im Schmerz erkennen!  
Ich fürchte jedes schöne Licht,  
Soll ich es meine Hoffnung nennen;  
Es würde mich vom Sterben trennen,  
Das schon ins Fleisch sich Stufen bricht.

So folg' ich gerne herber Spur,  
Nie will ich mehr nach Sternen fragen,  
Um wenig, Vater, bitt' ich nur:  
Um einen stummen Mund bei Klagen.  
Um trockne Augen beim Entsagen,  
Um einen raschern Gang der Uhr.

<sup>115</sup> An Albertine Deggeller, 11. Nov. 1836; VIII, 9 c.

<sup>116</sup> An Albertine Deggeller, 31. Jan. 1837; VIII, 9 n.